

Wöchentlich erscheinen drei Nummern.  
Pränumerationspreis 22½ Silberg.  
(¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für  
das ganze Jahr, ohne Erhöhung  
in allen Theilen der Preussischen  
Monarchie.

# Magazin

Pränumerationen werden von jeder  
Buchhandlung (in Berlin bei Veit  
u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so  
wie von allen Königl. Post-Ämtern,  
angenommen.

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 61.

Berlin, Dienstag den 21. Mai

1844.

### Italien.

Neapolitanisches Corricolo, von Alex. Dumas.

(Zweiter Artikel.)

Sbirren und Lazzaroni. — Kalabrische Räuber. — La Vendetta. — Ein Orkan in Neapel. — Unser Herrgott und der heilige Januarius.

Das Werk unseres Verfassers gleicht einer bunten Reihe dramatischer Scenen, in welchen der Lazzarone die Rolle des Gracioso der alten spanischen Komödie und des Clown oder des Narren in den Shakespeareschen Stücken spielt. Die witzigen Einfälle und satirischen Bemerkungen, an denen Herr Dumas unerschöpflich ist, werden nicht selten dem Lazzarone in den Mund gelegt, dessen groteske Erscheinung sich wie ein rother Faden durch das ganze Buch zieht. Neben ihm figurirt sein Freund, der Sbirro oder Gendarme, der, bevor er den Kriegsgroß anzog und sich mit Karabiner, Pistolen und Säbel bewaffnete, oft selbst Lazzarone war, und der die Gewohnheiten und die Untugenden seines früheren Standes beibehält. Das Resultat ist ein enges Bündniß zwischen dem Lazzarone und dem Sbirren, die sich zu einem systematischen Angriff auf die Taschen des Publikums vereinigen.

„Als ich“, schreibt Dumas, „eines Tages die Toledo-Straße hinunterging, sah ich einen Sbirren arretiren. Dem Jäger des Lafontaine ähnlich, war er unersättlich gewesen, und seine Habgier brachte ihre Strafe mit sich. Der Hergang dieser Sache war wie folgt.“

„Ein Sbirre hatte einen Lazzarone auf der That ertappt. „Was hast Du von dem schwarzgekleideten Herrn gestohlen, der so eben vorbeiging?“ fragte er. — „Nichts, Ew. Excellenz!“ erwiderte der Lazzarone. Ein Sbirre wird von einem Lazzarone jedesmal Eccellenza titulirt. — „Ich habe Deine Hand in seiner Tasche gesehen.“ — „Seine Tasche war leer.“ — „Was! Keine Börse, keine Tabakdose, kein Schnupftuch?“ — „Halten zu Gnaden, nichts! Es war ein Schriftsteller.“ — „Warum versuchst Du es auch bei dieser Art Leuten?“ — „Ich entdeckte erst meinen Irrthum, als es zu spät war.“ — „Komm nur mit nach der Polizei.“ — „Aber, Excellenz! — da ich nichts gestohlen habe...“ — „Dummkopf! Eben deshalb. Wenn Du etwas gestohlen hättest, so würden wir uns leicht verständigen können.“ — „Warten Sie nur bis zum nächsten Mal; ich werde nicht immer so unglücklich seyn. Dem ersten Vorübergehenden werde ich die Tasche auskehren und verspreche Ihnen den Inhalt.“ — „Gut; aber ich will die Person selbst wählen, damit Du nicht wieder eine schlechte Wahl triffst.“ — „Wie es Ew. Excellenz gefällt.“

„Der Sbirre lehnte sich mit über einander gekreuzten Armen in der würdevollen Haltung gegen einen Pfeiler; der Lazzarone streckte sich zu seinen Füßen auf das Pflaster nieder. Zuerst kam ein Priester vorbei, dann ein Advokat, dann ein Dichter; aber der Sbirre machte noch immer keine Bewegung. Endlich erschien ein junger Offizier in glänzender Uniform; der, ein Musikstück aus der neuesten Oper trällernd, die Straße entlang schritt. Der Sbirre gab das Zeichen. Schnell sprang der Lazzarone auf und folgte dem Offizier. Beide verschwanden um eine Straßenecke. Es dauerte nicht lange, ehe der Lazzarone mit seinem Lösegeld in der Hand zurückkehrte.“

„Was hast Du da?“ fragte der Sbirre. — „Ein Taschentuch“, erwiderte der Andere. — „Ist das Alles?“ — „Alles? Es ist vom feinsten Batist.“ — „Hatte er nur ein Tuch?“ — „In der Tasche nur eins.“ — „Und in der anderen?“ — „In der anderen hatte er ein seidenes Tuch.“ — „Warum hast Du das nicht gebracht?“ — „Das wollte ich für mich behalten, Excellenz. Es ist billig, daß wir den Verdienst theilen; eine Tasche für Sie, die andere für mich.“ — „Aber beide kommen mir von Rechts wegen zu, und ich muß auch das seidene Tuch haben.“ — „Aber, Excellenz...“ — „Ich muß es haben, sag' ich Dir.“ — „Es ist eine Ungerechtigkeit.“ — „Ha! Wagst Du es, von einem königlichen Sbirren übel zu reden? Fort, ins Gefängniß!“ — „Sie sollen das seidene Tuch haben, Excellenz.“ — „Wie willst Du aber den Offizier wiederfinden?“ — „Er ist nach der Strada de Foria gegangen, wo er einen Besuch macht. Ich werde hingehen und an der Thür auf ihn warten.“

„Der Lazzarone entfernte sich, bog um die Ecke und stellte sich in einem Thorwege auf die Lauer. Der Offizier kam bald aus dem gegenüberliegenden

Haufe hervor; ehe er zehn Schritte gegangen war, steckte er die Hand in die Tasche und fand, daß ein Tuch fort sey. „Verzeihung, Excellenz“, sagte der Lazzarone, indem er hinzutrat; „ich glaube, Sie haben etwas verloren?“ — „Ich habe ein batistenes Taschentuch verloren.“ — „Ew. Excellenz haben es nicht verloren; es ist Ihnen gestohlen worden.“ — „Und wer hat es gestohlen?“ — „Was geben mir Ew. Excellenz, wenn ich Ihnen den Dieb nachweise?“ — „Ich will Dir einen Piaster geben.“ — „Ich muß zwei haben.“ — „Du sollst sie haben. Polla! was machst Du da?“ — „Ich stehle Ihr seidenes Taschentuch.“ — „Um mein batistenes zu finden?“ — „Richtig!“ — „Und wo werden sie beide seyn?“ — „In einer Tasche. Derjenige, dem ich dieses Tuch gebe, ist auch im Besitz des anderen. Folgen Sie mir, und beobachten Sie, was ich thun werde.“

„Der Offizier folgte dem Lazzarone, der dem Sbirren das Tuch einhändigte und wegging. Letzterer hatte kaum seine Beute zu sich gesteckt, als der Offizier herbeikam und ihn beim Kragen ergriff. Der Sbirre fiel auf die Kniee, aber der Offizier war unerbittlich, und er wurde ins Gefängniß abgeführt. Da er früher selbst Lazzarone war, so merkte er sogleich, welchen Streich man ihm gespielt hatte. Er wollte seinen Verbündeten betrügen und war statt dessen von ihm betrogen worden. Aber weit entfernt, es ihm nachzutragen, wird er es als einen zum Handwerk gehörigen Kunstgriff betrachten und desto mehr Achtung für den Thäter empfinden. Sobald man ihn auf freien Fuß setzt, wird er den Lazzarone aufsuchen, und sie werden die besten Freunde seyn. Wenn aber dieses stattfindet, so nehme man seine Taschen in Acht.“

Zu den Personen, die uns von Herrn Dumas vorgeführt werden, gehört auch der verstorbene König von Neapel, Ferdinand IV., dem die Lazzaroni, wegen der ihn im hohen Grade auszeichnenden Eigenthümlichkeit der bourbonischen Physiognomie, den Spottnamen: König Rasone gaben; ferner der Pater Rocco, ein beliebter Kanzelredner, der von dem Pöbel vergöttert wurde, und der Cardinal Parelli, der am meisten durch seine Einfalt bekannt ist — eine Eigenschaft, die, wie man sich leicht denken kann, für seinen Biographen nicht verloren geht. Noch anziehender ist der Bericht über die Bardarelli, eine Räuberbande, die vor einigen Jahren Kalabrien und das Kapitanat beunruhigte.

„Gaetano Bardarelli war ein Kalabrese von Geburt und eines der ersten Mitglieder der revolutionären Gesellschaft der Carbonari. Als Murat, nachdem er diese Gesellschaft eine Zeitlang begünstigt hatte, sie zu verfolgen begann, flüchtete sich Bardarelli nach Sicilien, wo er in den Dienst König Ferdinand's trat. Er stand damals in seinem sechsundzwanzigsten Jahre und vereinigte die Stärke des Löwen mit der Schnelligkeit der Gans und dem Auge des Adlers. Ein solcher Rekrut war nicht zu verachten, und man ernannte ihn sogleich zum Sergeanten in der sicilianischen Garde. Als Ferdinand im Jahre 1815 nach Neapel zurückkehrte, begleitete ihn Bardarelli dahin; da er aber keine Aussicht hatte, sich je über eine untergeordnete Stellung zu erheben, so wurde ihm der Dienst verleidet — er desertirte und nahm in den Gebirgen von Kalabrien Zuflucht. Zwei von seinen Brüdern und einige dreißig Straßenräuber und Verbannte sammelten sich um ihn und wählten ihn zum Hauptmann, indem sie das Recht über Tod und Leben in seine Hände legten. In Neapel war er ein Sklave gewesen — im Gebirge war er König.“

„Nach der hergebrachten Formel der Banditenhäupter, sowohl in Kalabrien als in den Melodramen, erklärte sich Bardarelli zum Rächer der Unterdrückten und Abhelfer aller Mißbräuche, und bekräftigte seine Erklärungen dadurch, daß er die Reichen ausplünderte und die Armen verschonte. Dieses Benehmen hatte zur Folge, daß die Ersteren vor ihm zitterten, während er bei den Letzteren höchst beliebt wurde. Der Ruf seiner Thaten gelangte endlich zu den Ohren König Ferdinand's, der, über solche Unordnungen erzürnt, Befehl gab, den Banditen ohne Weiteres aufzuhängen. Aber um Jemanden aufzuhängen, sind drei Dinge nöthig — ein Strick, ein Galgen und der Mann selbst. Es war in diesem Falle leicht, die beiden ersteren anzuschaffen — unglücklicherweise fehlte jedoch der Letztere. Gendarmen und Soldaten wurden aufgeboten, den Bardarelli zu fangen, aber dieser war zu listig, um sich von ihnen greifen zu lassen; er schlüpfte ihnen immer durch die Finger. Das Glück, mit welchem er seinen Verfolgern auswich, vergrößerte noch seinen Ruf, und Rekruten strömten in Schaaren zu seiner Fahne. Seine Bande wuchs bald um das Doppelte an, und ihr Anführer wurde dadurch eine so wichtige Person, daß es den Behörden täglich mehr darum zu thun wurde, sich seiner zu bemächtigen. Man setzte einen Preis auf seinen Kopf; starke Abtheilungen

\*) Vgl. Nr. 55 und Nr. 56 des Magazins.

\*\*) In Neapel ist es gebräuchlich, zwei Taschentücher bei sich zu führen — ein seidenes und eines von Batist. Das letztere dient, um sich die Stirn zu trocknen.

Truppen wurden gegen ihn ausgesandt, aber Alles vergebens. Eines Tages war der Prinz von Leperano mit dem Obersten Calcedonio, dem Major Delponte und mehreren anderen Offizieren und einem Gefolge von zwanzig Personen auf der Jagd in einem Walde einige Meilen von Bari entfernt, als plötzlich der Schreckensruf: Bardarelli! ertönte. Die Gesellschaft ergriff eiligst die Flucht, und es entwischten Alle mit der einzigen Ausnahme des Majors Delponte, eines der bravsten, aber ärmsten Offiziere der ganzen Armee. Als man ihm anzeigte, daß er tausend Dukaten als Lösegeld zahlen müsse, frug er lachend, wie er diese Summe aufstreiben sollte? Bardarelli drohte hierauf, ihn zu erschließen, wenn das Verlangte nicht bis zu einer gewissen Frist erlegt würde. Der Major erwiderte, daß es nur Zeitverlust sey, darauf zu warten, und wenn Bardarelli seinem Rathe folgen wolle, so möchte er ihn nur gleich erschließen lassen. Der Bandit war zuerst versucht, diesen Rath zu befolgen; er überlegte jedoch, daß der König das Leben Delponte's um so höher schätzen müsse, je weniger er selbst einen Werth darauf zu setzen schien. Er hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht; sobald der König erfuhr, daß sein braver Major in den Händen der Banditen sey, befahl er, das Lösegeld aus seiner Privat-Schatulle zu entrichten, worauf der Major seine Freiheit erhielt.

„Aber Ferdinand hatte die Ausrottung der Banditen geschworen, mit denen er wie mit einer unabhängigen Macht unterhandeln mußte. Ein gewisser Oberst, dessen Name mir entfallen ist und dem jenes Gelübde zu Ohren gekommen war, verpflichtete sich, wenn ein Bataillon unter sein Kommando gestellt würde, den Bardarelli, seine beiden Brüder und die sechzig Mann, aus welchen seine Truppe bestand, an Händen und Füßen gebunden in das Gefängnis der Vicaria abzuliefern. Einen so vortheilhaften Antrag konnte man nicht zurückweisen; der Kriegsminister stellte fünfhundert Mann zur Verfügung des Obersten, der ohne Zeitverlust gegen den Räuber auszog. Dieser war durch seine Spione schon von Allem unterrichtet, und auch er that ein Gelübde, daß er seinen Verfolgern ein für alle Mal die Lust benehmen wolle, sich je wieder an dem Bardarelli zu vergreifen.“

„Er fing damit an, den armen Obersten einen solchen Tanz über Berg und Thal zu führen, daß der unglückliche Offizier und seine Mannschaft vor Ermüdung fast umfielen; als er sie nun im gewünschten Zustand erblickte, ließ er ihnen um zwei Uhr Morgens eine falsche Nachricht hinterbringen, um sie aufs neue in Bewegung zu setzen. Der Oberst ging in die Falle und brach sogleich auf, um Bardarelli zu überraschen, der, wie man ihm versicherte, sich in einem Dorfe jenseits einer Schlucht befände, durch die nur vier Mann neben einander passiren konnten. In zwei Stunden marschirte er vier italienische Meilen und sah sich bei Tagesanbruch am Eingang der Schlucht, die ihm indessen so zu einem Hinterhalt geeignet schien, daß er mit seinem Bataillon Halt machte und zwanzig Mann zum Reconnostriren vordrängte. Nach einer Viertelstunde kehrten diese zurück, ohne daß sie eine lebende Seele angetroffen hätten. Der Oberst besann sich nun nicht länger und rückte gegen den Engpaß vor; aber kaum hatte er die Mitte desselben erreicht, wo die Straße sich zu einem Kessel erweitert, der von hohen Bergen und jähen Abhängen umgeben ist, als plötzlich ein lautes Geschrei vernommen wurde, das aus den Wolken zu kommen schien — erschauet blickte er empor und sah die Höhen mit Räubern bedeckt, die ihre Büchsen auf ihn und seine Leute anlegten. Dessenungeachtet fing er an, seine Mannschaft so gut zu ordnen, als es die Beschaffenheit des Terrains erlaubte, bis Bardarelli selbst auf einer hervorragenden Fels Spitze erschien. „Nieder mit den Waffen, oder Ihr seyd des Todes!“ schrie er ihnen mit Donnerstimme zu. Die Banditen wiederholten diese Aufforderung, welche das Echo von allen Seiten zurückgab, so daß die Truppen, die nicht denselben Schwur gethan wie ihr Oberst, und die sich von einem an Zahl überlegenen Feinde umringt glaubten, der Bitten und Drohungen ihres unglücklichen Anführers zum Trost um Pardon baten. Bardarelli befahl ihnen, ihre Musketen zusammenzustellen und nach zwei verschiedenen Seiten abzumarschiren. Sie gehorchten; der Räuberhauptmann ließ einen Theil seiner Leute im Hinterhalt zurück und stieg mit den Uebrigen herab, die sogleich die neapolitanischen Gewehre durch dasselbe Mittel unbrauchbar machten, welches Gulliver anwandte, um den Brand im Palaste von Illiput zu löschen.“

„Die Kunde von diesem Ereigniß versetzte den König während der ersten vierundzwanzig Stunden in sehr üble Laune; nach dieser Zeit aber gewann die natürliche Heiterkeit seines Charakters die Oberhand — er lachte herzlich und erzählte das spasshafte Geschichtchen Jedem, der ihm in den Weg kam. Da es nun einem Könige nie an Zuhörern mangelt, so vergingen drei Jahre, ehe der arme Oberst es wagen durfte, sich in Neapel sehen zu lassen und den Spöttereien des Hofes zu begegnen.“

Der kommandirende General in Kalabrien nahm die Sache jedoch ernsthafter und schwor, die Banditen zu vertilgen. Durch das Versprechen eines hohen Soldes und anderer Privilegien verlockte er sie, in den Dienst der neapolitanischen Regierung zu treten, wo sie sich als ein sehr brauchbares Gendarmerie-Corps erwiesen. Aber der General konnte seinen alten Groll nicht vergessen, obgleich er wegen des tollkühnen Charakters dieser Leute seine Rache bis zu einer günstigeren Zeit vertagen mußte. Endlich gelang es ihm, die Anführer ermorden zu lassen, während er durch den Anschein großer Entzückung und die gefängliche Einziehung der Mörder den Verdacht der noch übrigen Banditen einzuschläfern wußte. Sie erwählten neue Offiziere und kamen an einem bestimmten Tage nach der Stadt Foggia, um ihre Waffen bestätigen zu lassen. Es blieben nur acht zurück, welche Berrath fürchteten und ihre Kameraden nicht begleiten wollten. Die übrigen einunddreißig nebst einer Frau, die sich nicht von ihrem Manne trennen konnte, gehorchten der Aufforderung des Generals.

(Schluß folgt.)

Auch folgende Bemerkungen über die Garnspinnereien und den Garnhandel scheinen uns nicht ohne Interesse:

„Der Hanf- und Flachsbau wurde in Frankreich erst unter dem Ministerium Colbert allgemein; bis dahin hatten nur in einzelnen Strichen die Landleute sich ihr Garn selbst bereitet; ein großer Theil der Leinwand, die man bedurfte, wurde aus dem Auslande, besonders aus Deutschland und Rußland, bezogen. Während man in Schottland und im nördlichen England seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts für das Garn schon Spinnmühlen besaß und die englischen Weber 1814 wirkliche Spinnmaschinen einrichteten, fuhr man in Frankreich fort, mit der Hand zu spinnen. Dies war ein Vortheil für die Landleute, welche ihre winterliche Muße zum Spinnen benutzen konnten; doch vermochten sie bei weitem nicht so viel Garn zu liefern, als Frankreich bedurfte, und die Masse der aus Belgien eingeführten Leinwand blieb dauernd sehr groß. Zugleich waren aus den oben angeführten Gründen die Leinwandpreise sehr hoch; wo es irgend anging, bediente man sich daher der baumwollenen Zeuge anstatt der leinenen. Erst 1826 wurde in Frankreich die Maschinenspinnerei eingeführt; aus England bezog man nun noch weit mehr Garn als früher, während 1825 nur 116 Kilogramme eingeführt worden waren, schickte man uns 1839 schon 6,167,731 Kilogramme und im ersten Monat des Jahres 1842 allein 1,143,492 Kilogramme, von denen 1,136,000 alsbald in Arbeit genommen wurden. Die Landleute stießen einen Schrei der Verzweiflung über diesen plötzlichen Umschwung aus. In der Gegend von Roanne allein lieferten noch 1833 25,300 Spinnerinnen 632,500 Kilogramme Garn; 1837 dagegen war ihre Zahl schon auf 5000 geschmolzen, und der Ertrag ihrer Arbeit bestand nur noch in 180,600 Kilogrammen. Dazu verloren die Landleute nicht bloß die Möglichkeit, während ihrer winterlichen Muße etwas zu verdienen, sondern der Flachsbau, den sie bauten, wurde ihnen nicht einmal abgekauft. Für dieses letztere Uebel wird die Gesetzgebung ein Heilmittel finden; doch der Verdienst der Spinnerinnen ist unwiederbringlich verloren; denn wenn man das Garn auch nicht mehr aus England bezieht, so wird man es in Frankreich selbst auf Maschinen spinnen. Seit der 1826 erfolgten Einführung englischer Maschinen suchen die französischen Maschinenbesitzer mit den englischen zu wetteifern, doch mit geringem Erfolge; 1831 bestanden 37 Maschinenspinnereien, 1839 nur noch 15 oder 16, und von den zwölfen zu Lille waren vier eingegangen.“

„Die Kunst, leinene und baumwollene Zeuge zu bedrucken, ist schon ziemlich alt. Anderson sagt in seiner Geschichte des Handels, daß sie schon seit 1676 in Landau bekannt war; und zwar soll der erste Drucker, welcher sich zu Richmond an der Themse niederließ, ein Franzose gewesen seyn. Schon im Alterthum scheinen die Indier die Kunst des Druckens verstanden zu haben; doch in Europa, wo sie erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts eingeführt wurde, machte sie anfangs sehr geringe Fortschritte. Wir finden sie 1746 zu Mühlhausen, damals einer noch unbedeutenden Stadt, wohin sie durch Samuel Köpflin, J. J. Schmalzer und Johann Heinrich Dossfuß gekommen war. Dieses Unternehmen konnte anfänglich nur geringen Erfolg haben, da die Besitzer nur ein Betriebs-Kapital von 40,000 Franken hatten; um 1756 druckten sie jedoch schon jährlich 30,000 Stücke von 16 Ellen. Im Jahre 1760 aber trat Christoph Oberkampf mit ihnen in Konkurrenz; wie man sagt, besaß er nur ein Kapital von 400 Franken, doch sein Geschäft hatte guten Fortgang; aus ihm entwickelte sich Jouy's berühmte Manufaktur gedruckter Zeuge, und 1806 trugen ihm seine Produkte die goldene Medaille ein. Eine andere Manufaktur dieser Art bildete sich zu Oranien. Die Engländer, Schweizer und Deutschen hatten in ihre Fabriken vielfache Verbesserungen eingeführt. Mühlhausen ließ seine Formstecher, Drucker und Maler aus der Schweiz kommen. Aus Thann, Besserling, Münster und anderen elsässischen Orten bezog man in Frankreich viele gedruckte Zeuge, und schon 1768 zählte man im Elsaß, Mühlhausen mit eingeschlossen, funfzehn Druckereien, wobei wir einige kleine Etablissements in den Thälern der Vogesen nicht mitrechnen. Man nannte die gedruckten Zeuge indische, weil man die weißen Tücher, auf welche man druckte, aus Indien bezog, bis die Engländer die Maschinenweberei erfanden; von diesem Zeitpunkte an erschienen die indischen Tücher nicht mehr auf den europäischen Märkten.“

Manches interessante Ergebnis gewinnt Herr Schnitzler durch seine Vergleichung des gegenwärtigen Handels mit dem vor der Revolution. Wir heben aus diesem Theile seines Werkes folgende Stellen hervor:

Darf man glauben, besonders wenn man die Masse des Geldes erwägt, welche gegenwärtig in beständigem Umlauf ist, daß der Handel jetzt in Frankreich weniger bedeutend sey, als vor 1789? Herbin behauptete dies 1802 entschieden, indem er darauf hinwies, daß in Folge der Revolution das Vermögen und die Einkünfte der handeltreibenden Klasse größtentheils in die Hände der Landbewohner übergegangen waren. „Von den 150 Millionen“, fügt er hinzu, „welche die begüterten Grundeigentümer in Paris allein verzehrten, kommen jetzt kaum noch 40 Millionen auf gleiche Weise in Umlauf. Der Ueberschuß bleibt auf dem Lande in den Händen der Bauern, welche gegenwärtig die Güter besitzen, die sie früher nur in Pacht hatten; der frühere Pachtzins aber wurde von den Grundeigentümern in Circulation gesetzt. Ohne daß sich daher die Bevölkerung oder der Gesamtreichthum von Frankreich verringert hätte, ja während der Ackerbau bedeutende Fortschritte gemacht hat, ist der Handelsverkehr weniger lebhaft geworden, weil die Erzeugnisse der Manufakturen, besonders die Luxus-Artikel, welche für den Produzenten den meisten Gewinn ab-

werfen, in weit geringerem Maße gesucht werden. Nach einer dem Landvolke gleichsam angeborenen Sparsamkeit sucht der Bauer Vermögen zusammenzuhäufen, und so verschwindet ein nicht geringer Theil des Reichthums der Nation gänzlich aus dem Verkehr.“ Diese Bemerkungen Herbin's sind auch noch für unsere Zeit nicht ganz bedeutungslos; doch im Allgemeinen haben sich unsere Handelsverhältnisse allerdings verbessert. Viele Erzeugnisse der Fabriken und Manufakturen sind im Preise sehr gesunken; sie sind dadurch allen Volksklassen zugänglich geworden, und besonders für seine Kleidung entschließt sich das Landvolk darum jetzt zu Ausgaben, an die es früher nicht dachte. Auch der Luxus ist von den obersten Ständen einige Stufen tiefer gestiegen und hat hierdurch eine Menge neuer Bedürfnisse hervorgerufen. Die nahe Berührung aller Volksklassen unter einander hat in der ganzen Nation eine gewisse Sehnsucht nach ruhigem, behaglichem Leben erweckt, welches nur die Reichen sich verschaffen können, das sich der Aermere jedoch so gut zu bereiten sucht, als es geht. Wenn man die Masse der eingeführten Waaren im Jahre 1789, zur Kaiserzeit und während der Restauration bis 1828 vergleicht, so findet man in den beiden letzteren Epochen zwar eine bedeutende Verminderung, und erst im Jahre 1836 steht der Handel mit dem Auslande wieder dem von 1789 gleich; doch ist hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß während dieser ganzen Zeit das Innere von Frankreich weit mehr ausgebeutet worden ist, und daß der Handel im Lande selbst dadurch größeren Aufschwung genommen hat. Ja, es sind sogar mehr Waaren von Frankreich ausgeführt worden als vor der Revolution, wodurch der National-Reichthum gestiegen seyn muß. Gleichwohl fordert das Gedeihen des Handels im Inlande, daß der Handel mit dem Auslande in vollkommenem Gleichmaße mit ihm stehe. Auch mit den anderen europäischen Völkern trat Frankreich erst in genügende Handelsverbindung, als unter Colbert die Industrie zu blühen begann und hierdurch der Handel im Inlande befördert wurde. Colbert schlug zuerst einen General-Tarif vor, welcher durch ein Edikt Ludwig's XIV. im September 1664 eingeführt wurde und bis zum 13. April 1791 bestand; an diesem Tage trat der neue Tarif in Kraft, welchen die konstituierende National-Versammlung am 2. März desselben Tages dekretirt hatte. Unter dem Ministerium des Kardinal Fleury schätzte man den Ueberschuß, welchen der Handel mit dem Auslande gewährte, schon auf 75 Millionen Livres. Die Kolonien auf den Antillen, wo man seit 1650 Zuckerrohr und seit 1722 Kaffee baute, trugen zum Aufschwung dieses Handels besonders bei, und auch die Kolonien im asiatischen Indien wirkten bis zum Kriege mit Amerika, welcher für den französischen Handel verderblich wurde, nicht wenig auf denselben ein. Folgende Uebersicht läßt die steigende Blüthe des Handels im achtzehnten Jahrhundert beurtheilen.

Eingeführte Waaren.	Ausgeführte Waaren.	Gesamtoverkehr mit dem Auslande.
1716 . . . 171,295,000 Livres.	106,216,000 £.	277,511,000 £.
1731 . . . 196,963,000 „	116,765,000 „	313,728,000 „
1750 . . . 412,760,000 „	257,205,000 „	669,965,000 „
1765 . . . 474,409,000 „	309,245,000 „	783,654,000 „
1785 . . . 656,150,000 „	354,423,000 „	1,010,573,000 „
1792 . . . 929,020,000 „	802,546,000 „	1,731,566,000 „

„Das Dekret des National-Konvents vom 1. März 1793 zerrüttete den französischen Handel, da es den größten Theil der bis dahin vom Auslande bezogenen Waaren nicht mehr einzuführen gestattete. Von dieser Zeit an bis 1836 erreichte der Verkehr mit dem Auslande nie mehr die Höhe, auf der er 1792 gestanden hatte. Nachdem 1815 der europäische Friede wiederhergestellt war, mußte man die zerrissenen Handels-Verbindungen von neuem anknüpfen und besonders eine Handelsflotte schaffen. Zu diesem Zwecke wurde das Gesetz vom 28. April 1816 gegeben, welches der französischen Marine kräftigen Schutz zusicherte. Freisinnigere Ideen führten am 24. Juni 1822 zu dem See- und Handels-Vertrage mit den Vereinigten Staaten und später, am 8. Januar 1826, zu einem ähnlichen mit Brasilien und am 26. desselben Monats zu einem dritten, obwohl minder ausgebreiteten, mit England. Dessenungeachtet hatte das Streben, die Einfuhr ausländischer Waaren zu verringern, auf den Tarif vom 1. Oktober 1822 eingewirkt und in verschiedenen Ländern entsprechende Schritte gegen Frankreich hervorgerufen, durch welche besonders der Handel mit den französischen Weinen litt. Doch neue Zollgesetze suchten diesem Uebelstande abzuhelfen, und es wurden zu demselben Zwecke noch mehrere Handelsverträge geschlossen, am 22. September 1838 mit Belgien, am 25. Juli 1840 mit den Niederlanden u. s. w.

„Was man auch gegen einzelne Handelsgesetze Frankreichs sagen kann, so haben sie sich im Ganzen doch für den Handel mit dem Auslande günstig erwiesen, und derselbe ist gegenwärtig noch einträglicher als 1836. Gleichwohl hat er in einzelnen Zweigen sehr verloren. Die Geschäfte, welche Frankreich mit indischen Produkten machte, haben fast ganz aufgehört. Die französische Flotte eilt nicht mehr nach St. Domingo. Die Handels-Verbindungen mit Guinea haben alle Bedeutung verloren. Doch sind sie mit Brasilien, Mexiko, Buenos-Ayres und den anderen früheren spanischen Staaten jetzt um so blühender. Wenn Frankreich mit seinen Kolonial-Waaren in Europa nicht mehr große Geschäfte macht, so macht es um so größere mit den Erzeugnissen seines Bodens und seiner Fabriken in jenen fernen Ländern. Wenn es die Baumwolle, die es in so großer Menge aus den Vereinigten Staaten bezieht, nicht mehr an das Ausland verkauft, so findet es an seinen eigenen Fabrikanten dafür eifrige Käufer. Und wenn man erwägt, daß Frankreich jetzt für mehr als fünfshundert Millionen Produkte aus seinen Manufakturen ausführt, während es deren 1787 nur für 229 Millionen lieferte, und daß es durch die Erzeugnisse seines Bodens nicht weniger als im Jahre 1787, d. i. 309 Millionen, gewinnt,

so tröstet man sich über den scheinbaren Verfall einzelner Handelszweige, da die neu hervorgerufene Blüthe anderer dafür vollkommenen Ersatz gewährt.“

In den folgenden Bänden seines noch unvollendeten Werks wird Herr Schnitzler von den sozialen, religiösen und intellektuellen Interessen Frankreichs, oder vom Staate, von der Kirche und Schule handeln.

## England.

### Manchester und seine Bewohner.

Manchester ist eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Erscheinungen, die der Geist unserer Zeit hervorgerufen hat. Eine Total-Ansicht der Stadt von außen giebt kein deutliches und angenehmes Bild. Der Himmel über derselben ist nie klar und die nächste Umgebung dürr und flach. Man sieht die Stadt stets in Nebel gehüllt, der aus dem sumpfigen Boden emporsteigt und von den Rauchwolken der Schornsteine durchbrochen wird. Die Fabriken bekommen dadurch den Anschein des Geheimnißvollen und erinnern an die ewige unterirdische Esse Vulkan's. Das Auge findet keinen Ruhepunkt, weder eine lange, fortlaufende Linie, noch eine Höhe, die ein regelmäßiges Bild dieses Häuserknäuels gestattete. Kommt man in die Stadt, so erscheint sie weder mittelalterlich, noch modern. Alle Häuser, alle Straßen sehen einander ähnlich, das heißt, Alles erscheint gleich unregelmäßig. Freilich, geht man genauer zu Werke, so entdeckt man auch eine gewisse planmäßige Ordnung in der Anlage der Stadt. Manchester liegt an der Vereinigung dreier kleinen Flüsse, des Irwell, Jet und Medlok. Der Irwell trennt es von der Altstadt oder der Vorstadt Salford, der Medlok von der Vorstadt Chorlton, die im Jahre 1801 nur 675 Einwohner hatte und heute deren 30,000 zählt. Die Fabriken liegen rings um die Stadt, längs dem Laufe der Flüsse, von denen Kanäle in das Innere der Stadt führen. An dem Jet, der ein schwarzes und stinkendes Wasser hat, findet man die Lohgerbereien und Färbereien, am Medlok die Druckereien, Maschinenbau-Anstalten und Gießereien, der Irwell aber versorgt die wichtigsten und zahlreichsten Fabriken, die Spinnereien und Webereien. Auch liegen längs seines Laufes die städtischen Gebäude, das Armenhaus, die Unterrichts-Anstalten, die alte Kirche, die Börse auf der einen, die Justiz- und Gefängniß-Gebäude auf der anderen Seite. Eine lange, winkelige Straße, welche die Stadt in der Richtung von Osten nach Westen durchschneidet, enthält an ihren beiden Enden die Läden, aus denen die Arbeiter ihre Bedürfnisse beziehen. Mehr im Mittelpunkte, in Market-Street und Piccadilly, findet man die eleganteren Gewölbe, die Buchhandlungen und die Buchdruckereien. Das aristokratische Viertel heißt Mosley-Street. Es schneidet Market-Street in einem rechten Winkel und enthält die Comtoire für die Fabrikanten aus Manchester und der Umgegend. In dem Winkel beider Straßen liegen die Depots der rohen Stoffe und der fertigen Waaren.

Die scheinbare Planlosigkeit und Unordnung in der Anlage der Stadt bewirkt ein großes Ersparnis an Zeit und Geld. Man könnte tabeln, daß der Raum für die starke Bevölkerung zu kurz zugemessen ist, daß es an öffentlichen Plätzen, Promenaden und lustigen Wohnungen fehlt, aber gewiß, es wäre schwer, die Waaren dem Markte, die Maschinen ihrem Bedarfe und die Fabrication den Transportmitteln näher zu bringen, als es hier geschehen ist. Die Eisenbahnen sind auf Arkaden so weit in die Stadt geführt, daß man sie mit Bequemlichkeit überallher erreichen kann. Die Kanäle gehen unter den Straßen fort und verzweigen sich durch alle Viertel, damit die Kohlenkäufe bis an die Defen der Fabriken gebracht werden können.

Manchester bietet weder das lebendige Treiben Liverpool's noch Londons dar. Den größten Theil des Tages ist die Stadt still und öde. Die Transporte gleiten ohne Geräusch über die Kanäle, nicht am Fuße von Palästen, wie in Venedig, aber zwischen zwei Linien von Fabriken, welche Luft, Wasser und Feuer unter einander theilen. Auf lange Strecken hört man kein Geräusch als das Zischen des Rauchs und das Stößen der Kolben in den Maschinen. Nur zu gewissen Stunden des Tages wird die Stadt lebendig. Es geschieht dies, wenn die Arbeiter in die Fabriken gehen oder aus denselben entlassen werden und sie die Straßen zu Tausenden durchziehen, oder wenn die Börse geöffnet wird und die Führer dieses Volks von Arbeitern zu ihrem Kongresse eilen. Doch auch selbst an Tagen, wo die Menschen sich selbst angehören und sich ihren Lieblings-Neigungen hingeben dürfen, sieht es in Manchester ernst und eckig aus; es will keine heitere Miene in dem Kohlendampfe gedeihen.

Doktor Taylor, welcher Lancashire während der kommerziellen Krise von 1841 besuchte, sagt von Manchester folgendes: „Es ist eine Geschäftsstadt, in der das Streben, sich zu amüsiren, unbekannt ist und die Vergnügungen kaum noch einer Nebenrücksicht gewürdigt werden. Jeder Mensch, dem man auf der Straße begegnet, hat eine geschäftige Miene und einen eiligen Gang. Privatwagen sieht man sehr wenige, unter allen Straßen ist eine einzige, und zwar die neueste, durch elegante Läden geziert, nur einige Gebäude, die sich auch sogleich durch ihre feierliche Bauart auszeichnen, sind dem Gemeinwesen gewidmet, darunter befindet sich ein einziges für das Vergnügen der Einwohner, die anderen sind religiöse, wissenschaftliche oder kaufmännische Anstalten. Die Börse zu Manchester ist das Parlament der Baumwollenlords, das so unumstößliche Dekrete erläßt, als jemals der König von Persien erließ, in welchem aber, im Gegensatz zu allen Parlamenten der Welt, sehr viel gethan und sehr wenig gesprochen wird. Geschäfte von ungeheurer Wichtigkeit werden mit einem Kopfnicken, mit einem einzigen Augenzwinkern oder einem bloßen Achselzucken entschieden, im Vergleich womit der Lakonismus der alten Spartaner ein dummes kindisches Geschwätz ist. Man erinnert sich dunkel und wie von

langer Zeit her, daß ein Mann auf der Börse einen Scherz zu machen gewagt habe, und spricht davon in Ausdrücken, als wäre die Sarabande in der Peterskirche getanzt worden.

„Was die geistige Höhe betrifft, so wird alles Talent und alle Intelligenz für die großen industriellen Speculationen verbraucht. Im Ganzen findet man nicht mehr Genie als Dummheit. Doch, wie auch der geistige Zustand beschaffen sey, so viel ist gewiß, daß keine Fähigkeit unangewendet bleibt. Ich habe Manchester zu einer Zeit großen kommerziellen Glücks und neuerdings in einer Periode der Stockung gesehen. Damals hätte ein Fremder sich unter eine Gesellschaft von tanzenden Derwischen versezt glauben können, denen Stillschweigen und gleichzeitig fortwährende Bewegung auferlegt ist. Es schien, als wäre Keiner mehr fähig, länger als drei Minuten auf einer Stelle zu bleiben. Jedermann in Manchester hat den Grundsatz, es sey noch nichts gethan, so lange noch etwas zu thun übrig ist.

„Jedoch während der jüngsten Krise war der Anblick der Börse wahrhaft erschreckend. Alles war niedergeschlagen, wo möglich noch düsterer als zuvor, endlich kam man zu dem Entschluß, eine gewisse Summe, aber nur diese, preiszugeben, da man wohl auf einen einmaligen Wiedergewinn rechnen durfte. Seven die Geschäfte lebhaft oder flau, die Börse dauert kaum länger als eine Stunde. So wie die Glocke zwei Uhr schlägt, geht die Versammlung unmerklich und ohne Geräusch aus einander, so daß noch vor drei Uhr das Gebäude so öde und verlassen ist, wie eine ägyptische Katakomben.“

Solche Gewohnheiten erklären sich aus dem Ursprunge der Bevölkerung. In den französischen Fabrikstädten z. B. fand die Industrie, als sie eingeführt wurde, bereits einen fertiggebildeten gesellschaftlichen Zustand vor. Mühlhausen war eine freie Reichsstadt und richtete sein Fabrikwesen auf eine eigenthümliche Weise ein. Die Fabrikanten bildeten dort einen Staat im Staate, eine Art von Familie, so eng hielten sie an einander und so väterlich behandelten sie die Arbeiter. Von ihm ist eben so ein Sitz der Literatur und der Kirche, als es ein Sitz der Industrie ist. Der Adel und der Klerus haben dort ihre besondern Viertel, von denen aus sie an der Verwaltung der Stadt theilnehmen. Rouen gehört nicht weniger den Grundeigentümern als den Fabrikbesitzern. Kurz, es finden sich in den meisten Fabrikstädten des Kontinents alle Elemente, deren Vereinigung die sogenannte Gesellschaft bildet. Aber in Manchester ist die Industrie mit sich allein. Was dort vorhanden ist, ist sich gleich, und was nicht Allem gleich ist, ist fremd. Es giebt nur Herren oder Arbeiter. Diejenigen Wissenschaften, die mit der Industrie in Verbindung stehen, werden in Lancashire gepflegt. Manchester hat eine Gesellschaft für Statistik, und die Chemie steht dort in Ehren, aber Literatur und Kunst sind todte Worte. Das Theater sorgt nicht für Reinigung des Geschmacks und liefert nur derbe Unterhaltungen, wie sie eine beschäftigte Bevölkerung braucht. In Bezug auf die politischen Meinungen ist der Radikalismus vorherrschend. Unter den religiösen Sekten haben die neueren die meisten Anhänger. Manchester enthält mehr Methodisten, Quäker und Independents, als Anglikaner. In gewisser Hinsicht realisiert diese Stadt das Utopien Bentham's. Hier wird in der That Alles unter dem Gesichtspunkte des Nutzens betrachtet, und das Schöne, Große und Edle wird gewiß nur aus dieser Quelle hervorgehen, wenn es hier überhaupt erscheint.

Wenn in Manchester der Luxus unbekannt ist, so kommt dies nicht sowohl von der Sparsamkeit oder Sittenstrenge der Fabrikanten, sondern vorzüglich daher, daß es dort keinen Adel, weder alten noch neuen, giebt. Die eigentliche Stadt ist nur von den Ladenbesitzern und Arbeitern bewohnt. Die Kaufleute und Manufakturisten wohnen in Villen außerhalb der Vorstädte. Diese räumliche Abgeschlossenheit der einzelnen Familien läßt keine Geselligkeit, also auch keine Rivalität im Luxus aufkommen. (R. d. d. M.)

### Mannigfaltiges.

— Die deutsche Philosophie und die französische Geistlichkeit. Wir theilen zur Vervollständigung dessen, was wir in Nr. 38 des Magazins über die Philosophie und ihre Gegner in Frankreich gesagt, nachstehende Worte aus einer so eben (in der Revue des deux Mondes) erschienenen Abhandlung des Herrn Emil Saisset „über die Philosophie der Geistlichkeit“ (De la philosophie du Clergé) mit. Es ist daraus zu ersehen, welchen Einfluß die deutsche Philosophie in Frankreich gewonnen, wo sie nicht bloß mit der Geistlichkeit in Konflikt gerathen, sondern wo auch im Allgemeinen die Nothwendigkeit erkannt wird, einer gewissen Richtung derselben nicht zu folgen, um nicht wieder auf die kaum verlassenen materialistischen Abwege zu gerathen: „In unserem Jahrhundert“, sagt Herr Saisset, „ist die Philosophie nicht mehr das Vorrecht einiger ausgezeichneten Geister oder der Traum einzelner Stubengelehrten. Sie ist vielmehr überall eingedrungen: in unsere Sitten, wie in unsere Institutionen und Gesetzbücher; sie ist in jeder Freiheit, in jedem Rechte, die die Gesellschaft sich errungen. Warum also erklärt die Kirche in Frankreich dem neuen Geist den Krieg? Noch ist der Platz, der ihr eingeräumt ist, immer ein sehr schöner; es kommt nur darauf an, ihn zu behalten und regelmäßig zu erweitern. Entfage doch der Klerus unnützem Bedauern und vergeblichen Hoffnungen! Zeige er sich vielmehr freisinnig im Schoße einer freisinnigen Gesellschaft, philosophisch zu einer Zeit, in der die Philosophie die nothwendige Nahrung der Geister ist, und friedfertig, da Alles rings um ihn den Frieden liebt und wünscht.“

„Die französische Geistlichkeit beunruhigt sich über das Eindringen der deut-

schen Speculation in unser Land. Hinter dem Pantheismus Schelling's und Hegel's erblickt sie die Eregese von Strauß, und im Angesichte solcher Gegner kann man ihr in der That nicht rathen, waffenlos zu bleiben. Ihr Unrecht ist auch nicht, daß sie sich vertheidigt, sondern daß sie sich schlecht vertheidigt. Statt sich der Philosophie und der Vernunft gegen den Pantheismus zu bedienen, hat sie es leider unternommen, sich des Pantheismus, den sie entsetzt und nicht kennt, gegen die Philosophie und die Vernunft zu bedienen. Wenn die Geistlichkeit, von einem besseren Gedanken beiseelt und treu ihren glorreichen Traditionen, jetzt einen loyalen und rechtmäßigen Kampf gegen den deutschen Pantheismus unternehmen wollte, so würden ihr von allen Seiten Verbündete zufließen, und zwar selbst aus den Reihen derselben Philosophen, die sie verleumdet und so wenig kennt. Sehen denn nicht aufmerksame Geister an unserem philosophischen Horizont schon die ersten Dämmerungen einer heilsamen Reaction gegen jene pantheistischen Speculationen, mit denen Deutschland unser Land und Europa erfüllt hat? Seit dreißig Jahren allerdings hat Frankreich die Literatur und die Philosophie der Deutschen durch eine Theilnahme und einen Enthusiasmus geehrt, die bis zur Verzückung sich steigerten. Man fängt jetzt an, entzaubert zu werden und Deutschland, das man besser kennt, mit mehr Ruhe, Discretion und Maaß zu bewundern. In der That war das philosophische Frankreich seit einem Jahrhundert einestheils zu bescheiden und anderentheils zu gelehrig. Es folgte anfangs mit Condillac den Fußstapfen Locke's und der englischen Philosophie; späterhin suchte es in der schottischen Philosophie eine Zuflucht gegen den Materialismus von Cabanis und de Tracy; seitdem von diesem doppelten Sklavenjoch befreit, sollte es nichts Besseres zu thun haben, als sich in die Arme der deutschen Philosophie zu werfen? Es ist Zeit, daß Frankreich sich erinnere, es brauche nicht Europa zu durchziehen, um seine Lehrer zu finden, und daß, ohne sich den Entdeckungen seiner Nachbarländer zu verschließen, das Vaterland des Descartes vor Allem nur sich selber treu zu bleiben braucht, um keiner fremden Hülfe zu bedürfen.“

— Französische Vorlesungen in Berlin. Herr von Suzor schloß am letzten Donnerstag den Cyklus seiner im Saale des Hôtel de Russie gehaltenen französischen Vorlesungen. Leider sind wir an mehreren Abenden verhindert gewesen, diese Vorträge zu besuchen, so daß wir ein vollständiges Urtheil darüber nicht abzugeben vermögen. Wir haben jedoch hinreichende Gelegenheit gehabt, bestätigt zu finden, was wir nach der ersten Vorlesung über den französischen Gast ausgesprochen, daß nämlich seine Vorträge mehr unterhaltender als belehrender Art sind, daß seine Darstellungen mehr die Oberfläche als die Tiefe des Gegenstandes berühren, und daß er, seinem ästhetischen Standpunkte nach, mehr der Vergangenheit als der Gegenwart huldigt. Gleichwohl haben diese Vorlesungen gewiß einen angenehmen Eindruck bei den meisten Zuhörern zurückgelassen, die größtentheils aus Frauen bestanden, denen mit einer philosophischeren, die Sache gründlich behandelnden Betrachtungsweise kaum gedient gewesen wäre, die aber dem galanten Gärtner, der hier eine Rose, dort ein Veilchen und da ein Bergsteineinicht in dem reichen Garten der französischen Literatur für sie pflückte, mit Vergnügen gefolgt sind. Wir haben bereits erwähnt, daß Herr von Suzor in seiner ersten Vorlesung die Anfänge der französischen Literatur berührte und bis zu den Epochen Franz des Ersten und Ludwig's XIII. kam. Am zweiten Abend trug er die Geschichte der Gründung der französischen Akademie durch den Cardinal Richelieu vor und gedachte jenes berühmten Sammelplatzes der schönen Geister des 17. Jahrhunderts, des Hotel Rambouillet, wo auch Bossuet seinen ersten oratorischen Ruhm ärndtete. Demnächst zum Jahrhundert Ludwig's XIV. übergehend, entwickelte er in den folgenden Vorlesungen die unterscheidenden Merkmale der beiden großen Tragiker Corneille und Racine, gab eine Charakteristik der berühmten Essayisten und Moralisten La Rochefoucauld, Pascal, La Bruyere u. c. und wandte sich endlich zu dem liebenswürdigen Fabulisten La Fontaine. Moliere und Boileau, diesen beiden Grundtypen des französischen Rationalgeistes, war ein Abend allein gewidmet, an welchem besonders die Geschichte der Marie Mignot, die der Vorleser nach einem bekannten Drama erzählte, die Zuhörerinnen unterhielt. Es folgte sodann die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts mit seinem Geist und seiner Sittenverderbnis, so wie mit seinen Keimen der Revolution, wobei natürlich wieder den hervorragenden Geistern, Voltaire und Rousseau, die meiste Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Die revolutionaire und die Kaiser-Zeit lieferten bekanntlich auf literarischem Gebiet wenig oder doch nur eine sehr trockene Ausbeute. Herr von Suzor vindizirte jedoch zweien Schriftstellern dieser Epoche, nämlich André Chenier und Gilbert, von denen der Eine auf der Guillotine und der Andere im Hospital starb, das Verdienst, die neuromantische Schule der Franzosen geweckt zu haben, womit wir jedoch, namentlich in Bezug auf Ersteren, nicht ganz einverstanden sind; wogegen uns scheint, daß der Vortragende die Verdienste, welche Frau von Staël in dieser Beziehung ganz unverkennbar hat, nicht genugsam hervorgehoben. Chateaubriand wurde als Beweis aufgestellt, daß das französische Volk seine großen Männer stets zu ehren wisse, auch wenn es mit ihren politischen Meinungen nicht einverstanden sey. Als Repräsentant der neueren Schule, die der älteren, wie die Natur der Kunst oder wie die Leidenschaft dem Ideal, gegenüber gestellt wurde, ward Victor Hugo hervorgehoben. Endlich machte eine Digression über die weiblichen Schriftstellerinnen der Franzosen, wobei natürlich die Staël und George Sand in erster Reihe figurirten, und eine Betrachtung über die sittlichen Zwecke von Eugen Sue's Mysteres de Paris den Beschluß der Vorlesungen, deren letzte Worte von den Versammelten auch mit äußeren Zeichen des Beifalls begleitet wurden.